Herrenloses Gut.

Roman von Marie Bernhard.

(9. Fortsetzung.)

„Nehmen's nur Ihre feinen Handschuh' in acht!" rief er warnend. „Das Dings ist noch ganz roh und feucht!"

„Das Dings" war eine kleine Frauenbüste, vielmehr ein Kopf aus grauem Ton geknetet, Schultern und Armansatz kaum angedeutet. Das Gesicht aber war ganz ausgeführt, die feinen Mädchenzüge mit dem verträumten usdruck so lebenswahr, daß nur das Reden noch fehlte.

Vorsichtig drehte die Gräfin das Köpfchen hin und her. Der „Wolkenbruchv on Fragen" blieb vorerst aus.

„Das ist das erste, was Sie hier in München gemacht haben?" forschte sie endlich.

„Das erste und einzige! Ich soll die beiden Buben von meinem Bruder modelliren — will auch — hab' aber noch nicht angefangen!"

„Und wer hat Ihnen zu diesem Kopf als Modell gedient?"

„Meine Erinnerung!"

„Wirklich die allein? Das läßt tief blicken!"

„Thut es auch, liebe Cilly! Ich hab' sehr weit zurückgreifen müssen, um dies Gesicht aus meinem Gedächtniß herzuholen!"

„Das soll ich Ihnen glauben? Dies hier ist doch offenbar ein ganz junges Mädchen — oder Frau?"

„Nein! Mädchen!"

„Und da wollen Sie zurückgreifen müssen... wie weit meinen Sie?"

„Zwanzig Jahre ungefähr — neunzehn mindestens!"

„Sie sprechen in Räthseln!"

„Glaube ich Ihnen! Also denn kurz und bündig — vor Ihrem inquisitorischen Geist komm' ich doch nicht davon, „fragende Frau", wie Richard Wagner in der „Walküre" bemerkt. Vor grauen Jahren hab' ich mal, als ich noch da oben im Norden lebte, ein Mädchen gekannt — sehr gut gekannt — und dessen Abbild, Zug um Zug, hab' ich vorgestern hier in dieser Stadt München gesehen! Was sagen Sie dazu?"

„Sehr einfach! Das Mädchen hat inzwischen geheirathet, hat eine Tochter bekommen, diese lebt in München und sieht ihrer Mutter ähnlich!"

„Fehlgeschossen, Madonna! Das Mädchen hat gar nicht geheirathet, es ist ganz jung gestorben!"

„Und es ist ausgeschlossen — daß . . .—"

„Völlig ausgeschlossen!"

„So wird es eine nahe Verwandte sein! Solche frappante Aehnlichkeiten springen oft wunderbar in einer Familie!"

„Möglich! Nicht wahrscheinlich... aber doch möglich! Ich hab' es bisher noch nicht ergründen können, werde aber trachten, baldigst alles zu erfahren, was mir die Sache aufklären könnte!"

„Wo haben Sie das junge Mädchen gesehen?"

„Im Haus von dem kleinen Maxi Rode, dem Porträtmaler — Sie erinnern sich seiner wohl von Rom her!"

„Ja! Und — und haben Sie das junge Mädchen . . . ich meine das andere junge Mädchen — vor zwanzig oder neunzehn Jahren — haben Sie das geliebt?"

„Auf die Frage hab' ich die ganze Zeit her gewartet — die mußte kommen! Ich glaub' Cilly, Sie wären erstickt, wenn Sie sie nicht hätten thun können! Also denn: ja — gewiß hab' ich das Mädchen geliebt!"

„Aber — aber Sie haben mir nie früher etwas davon erzählt!"

„Nun, es war vor unserer Zeit! Warum in so graue Vergangenheit zurückgreifen? Die Todten stehen nicht mehr auf!"

„Und erinnert dies Mädchen" — die Gräfin deutete mit einer Kopfbewegung nach der kleinen Büste — „erinnert es Sie im Wesen an die Verstorbene?"

„Das weiß ich nicht! Ich habe keine Silbe mit ihr gesprochen!"

„Und Sie haben nie zuvor aus dem Gedächtniß —"

„O ja — ich habe... vor langen Jahren! Vielleicht steht irgendwo in Rom oder in Wien in einem vergessenen, verstaubten Winkel noch die kleine Halbfigur, die ich dazumal mit meinen jungen, ungeübten Händen formte."

„Warum — wenn Sie das Mädchen liebten — warum heiratheten Sie es nicht?"

Cotta starrte eine kleine Weile mit gefurchten Brauen vor sich hin, ehe er sich zum Antworten entschloß.

„Sie hören ja — sie ist gestorben!" sagte er endlich zögernd.

„Waren Sie denn mit ihr verlobt?"

„So halb und halb — in aller Stille — ja! Ob es zur Heirath gekommen wäre . . . wer kann's sagen? Ich war schon damals ziemlich ehescheu. Lassen wir das! Jedenfalls ist dies hier"—er nahm seiner Freundin das kleine Tonmodell aus der Hand und stellte es auf den Tisch, mitten hinein zwischen die Kartons und Papierrollen — „das Verblüffendste, was mir jemals vorgekommen ist! Sie wissen, ich finde leicht und rasch Aehnlichkeiten — unsereins hat ja die Augen, den geübten Blick dafür! Aber dies . . . dies hier ist keine Nachahmung der Natur — es ist einfach eine Auferstehung! Unauffällig hab' ich das Mädchen neulich beobachtet. Nicht nur die Gestalt, die Gesichtszüge . . . nein, auch die Kopfhaltung, die Hände, die Gebärden — dies eigenthümlich Gleitende, Rhythmische in der Bewegung . . . genau, aber auch genau so wie bei jener! Ich bin kein Geisterseher — wär' ich das: hier müßt' ich an Revenants glauben lernen!"

„Und hat das junge Mädchen von damals..." hob die Besucherin von neuem an, aber mit einer kurzen, herrischen Gebärde schnitt er ihr das Wort ab.

„Gute, liebe Cilly, enden wir dieses Thema — ja? Mich dünkt ich hab' es satt, und Sie haben lange genug die „fragende Frau" gespielt! Sie wissen ja nun alles, was Sie wissen wollten! Die Sache bleibt natürlich unter uns! Ihre einstigen Warschauer Freunde und wen Sie sonst noch hier in München haben... die brauchen nichts von der Geschichte zu erfahren. Etwaige Nachforschungen müssen sehr vorsichtig ins Werk gesetzt werden — die besorg' ich allein —"

„Sie werden Ihnen nicht viel helfen!"

„Das wollen wir doch abwarten. Jedenfalls kann irgend eine Ungeschicklichkeit oder ein zu großer Eifer alles verderben!"

„Und den Namen dieser „Auferstandenen" wollen Sie mir nicht sagen?"

„Nein!" Cottas Ton klang rauh. „Wozu sollte das dienen? Was wollen Sie überhaupt mit der ganzen Sache? Ich dächte, sie ginge mich allein an!"

„Da Sie mein Freund sind, so könnte es leicht sein, daß ich Ihnen einen Dienst —"

„Ich werde Sie darum bitten, wenn ich es für angezeigt halte!"

„Wie reizbar und nervös Sie heute sind, lieber Will!"

„Wer hat mich dazu gebracht, liebe Cilly?"

„ Eine unbehagliche Pause entstand. Cotta saß immer noch auf der Kante des Tisches; er blickte mit gerunzelter Stirn zu Boden, hatte ein Papiermesser vom Tisch aufgegriffen und klopfte damit in regelmäßigen Absätzen hart und taktmäßig in seine linke Handfläche. Die dunkeln, heißblickenden Augen der Frau gingen unaufhörlich von dem Mann zu der kleinen Büste und wieder zu dem Mann zurück. Ein zitternder Sonnenstrahl spielte in seinem vollen braunen Haar, das um die Schläfen herum schon leicht zu ergrauen begann. Wie er die starken Brauen gefurcht hatte — wie die Lippen, die weichgeschwungenen, beweglichen Lippen, unter dem dichten Bart fest, unerbittlich aufeinandergepreßt waren!

Sie hatte vor kaum zehn Monaten gesagt, sie kenne ihn genau ebensogut, nein, besser als sich selbst, das war ihre ehrliche Ueberzeugung gewesen! Jetzt, mit einem Mal, war etwas da, etwas Wichtiges, in sein Leben Eingreifendes, wovon sie nichts wußte — etwas, das nicht in die vierzehn oder fünfzehn Jahre hineingehörte, während welcher sie ihn kannte — das noch weiter zurücklag, an dem sie keinen Antheil haben sollte! Ein flüchtiges Lächeln stahl sich um ihre Lippen. So bald sie ernstlich wissen wollte, würde sie alles erfahren, was sie interessirte! Die Menschen waren so schwatzhaft, so unbedacht! Was alles hatte Cilly v. Sczolobiedska in ihrem Leben schon herausbekommen — oft ganz mühelos! Und hier, wo sie ihr starkes Wollen einsetzen würde war der Erfolg zweifellos!

Die Wiedersehensfreude war ihr freilich schwer getrübt — ihr Gespräch mit dem Freunde hatte fast sofort einen Mißklang gehabt. Und sie hatte es sich so schön gedacht, wenn sie unvermuthet in sein Münchener Atelier eintreten würde! Sie hatte ihm so rasch diesmal nicht nachfolgen wollen ... aber sie konnte es in Rom einfach nicht aushalten ohne ihn! Er war ihr unentbehrlich geworden — niemand auf der ganzen weiten Welt vermochte ihr das zu sein, was Willfried Cotta ihr geworden war!

Eben jetzt hatte er sie empfindlich gekränkt — aber das durfte sie sich nicht merken lassen — sonst, das wußte sie, entfremdete sie sich ihn. Kleinliche weibliche Reizbarkeit konnte er nicht vertragen; er hatte es oft lobend hervorgehoben, daß sie — Cilly — ihm damit niemals kam. Sie mußte warten, bis er sich von selbst wieder zu ihr zurückfand.

Es dauerte nicht lange damit. Eine kleine Weile noch — und der Künstler hörte auf, mit dem Papiermesser in seine offene Hand zu schlagen, seine Stirn wurde glatter, um Augen und Mund lichtete es sich.

„Nu, Cilly" — er drehte sich rasch zu ihr herum, ließ das Messer fallen und bot ihr die Rechte — „da kommen's her, wollen uns halt wieder vertragen. Setzen wir das G'spensterl aus der Vergangenheit einstweilen beiseit' und plauschen wir von anderen Dingen!"

Damit nahm er die kleine Büste und trug sie nach der entgegengesetzten Seite des Ateliers, wo er sie auf ein Wandbrett stellte und mit einem leichten Tuch zudeckte.

Die Gräfin lächelte. Wenn ihr Freund in die wienerische Mundart verfiel und zu „plauschen" wünschte, dann war bei ihm aller Aerger verflogen. Ganz grundlos war übrigens dieser Aerger nicht gewesen: sie mußte es nachgerade wissen, daß ihm kaum etwas lästiger war als sich ausfragen zu lassen... nun, und eben das hatte sie ausgiebig genug gethan!

„Gestatten Sie, daß ich mir den Lehm heruntersptil'!" Er schritt zu einem in der Ecke stehenden Waschtisch und rieb seine Hände energisch mit Seife ein. „Kennen ja das genugsam an mir, haben's hundertmal in Rom gesehen! Ach, Rom! Du mein geliebtes! Wie haben Sie's verlassen? Nichts Neues passirt dort, seitdem ich abgereist bin?"

„Nichts von Belang. Sie werden ungeheuer vermißt, und man ist allgemein höchst gespannt auf Ihr neuestes Werk."

„Man soll sich gedulden. Noch hab' ich's gar nicht hier — und wenn schon — fürs erste hab' ich noch kein Bröserl Arbeitsstimmung. Die deutsche Luft taugt, scheint's, nicht sonderlich für meine Kunst. Nu, warten wir's ab! Endlich wär' ich gesäubert, nun darf ich mir eine Patschhand ausbitten, was, Cilly?"

Er drückte und schüttelte herzhaft die schmale Frauenhand, seine Augen forschten mit Antheil im Gesicht der Freundin.

„Sie schauen 'n bissel schlecht aus!" bemerkte er freimüthig. „War die Reise diesmal so bös oder war's die Sehnsucht nach mir, die Sie so übel zug'richtet hat?"

Er fragte es lachend, im offenbarsten Scherz; keine Ahnung kam ihm daß er mit seiner letzten Bemerkung das Richtige getroffen hatte.

Unter der leichten Schminke, die die Gräfin seit Jahren schon auflegte und nun nicht mehr entbehren konnte, stieg ihr ein schwaches Roth in die Wangen. Wie unbefangen er war, wie ganz nur auf den Ton des „guten Freundes" gestimmt! Nun, das war ein Glück für sie! Sie wußte es, er hätte den Verkehr mit ihr kurzerhand abgebrochen, wenn sie ihm irgend welche leidenschaftlichen Empfindungen verrathen haben würde.

„Man wird nicht jünger, lieber Will!" scherzte sie.

„Da haben's recht!" bestätigte er kopfnickend, seinen Sessel nahe zu dem ihren heranziehend. „Wie alt sind Sie eigentlich, Cilly? Unter so guten Freunden, wie wir zwei es sind, kann man so verfängliche Fragen schon thun. Ich schätz', Sie haben ungefähr meine Jahre — hm?"

„Ungefähr!" bestätigte sie ruhig. Sie wußte, daß er etwa zwei Jahre jünger war als sie — aber warum ihm dies sagen? „Wie haben Sie Ihre Angehörigen gefunden?" wechselte sie das Thema.

„O, gut — vorzüglich sogar! Sie wissen, die Schwägerin kannte ich schon war damals zur Hochzeit am Rhein — sie ist doch Rheinländerin. Aber als Hausfrau und Mutter hab' ich die kleine Kitty erst kennen zu lernen gehabt — ebenso wie meinen Bruder als Vater. Kleidet sie beide ausgezeichnet, die neue Würde. Und die Buben, das sind Ihnen zwei Prachtstücke, Cilly, die müssen Sie sehen! Ich bin ganz vernarrt in die Kerle — soll mir 'n Hauptjokus machen, sie auszuhauen, die süßen Kindstöpf' die! Sie bleiben doch geraume Zeit hier in München?"

„Ich weiß noch nicht! Das hängt von diesem und jenem ab!"

„Ach, reden's doch nicht daher! Von was soll denn das abhängen? Sie sind doch frei und unabhängig genug, können kommen und gehen, wie's Ihnen beliebt. Die Buben müssen's sehen, die sind zu herzig!"

„Kommt Ihnen angesichts der behaglichen Häuslichkeit und der Kinder gar kein Verlangen nach solch eigenem Glück?"

Cotta zog eine halb verlegene, halb vergnügliche Grimasse.

„Sie kennen mich ja! Wenn mich einer beim Schopf nähm' und setzte mich mitten in solch bequemes Nest hinein — künstlerisch hergerichtet natürlich, was ich künstlerisch nenn', nicht den herkömmlichen Plunder — und setzte mir was Hübsches, Jugendliches, Weibliches gegenüber — und rechts und links davon ein paar gesunde rosige Kinder — und er spräch' zu mir: „schau daher, Will Cotta, das ist dein Haus — das ist deine Frau — das sind deine Kinder..." ich wollt's vielleicht zufrieden sein! Vielleicht! Denn so ganz genau läßt sich das doch nicht sagen! Aber nun hergehen und mir die Braut suchen und den Bewerber spielen und mich galant anstellen und dann ans Einrichten und ans Eingewöhnen gehen... guai, amica! Ich wär' zugrund' gerichtet und säß' in meiner einsamen Höhle in Rom, ehe der Geistliche dazu käm', mich aufzubieten!"

Die Gräfin lächelte. Sie kannte sie gut genug, die „einsame Höhle in Rom", in der die Modelle umherschwirrten, die guten Freunde zwanglos aus- und eingingen, die Fremden vorsprachen, die zu Hause erzählen wollten, daß sie des großen Bildhauers Cotta berühmtes römisches Atelier gesehen hätten.

„Hat Ihre kleine Schwägerin denn keinen Versuch gemacht, Sie zur Ehe zu bekehren, Will?" fragte die Gräfin nach einer kleinen Pause.

„Und wie! Sie hat mich grausam hergenommen, die Kitty! Wie schon die kleinen, tugendsamen deutschen Frauen sind, hat sie allerlei fürchterliche Vorstellungen von meinem Junggesellenleben, von ungebundenem Künstlerthum, von Modellwirthschaft und so dergleichen! Hat natürlich keine Ahnung von eigener Anschauung, der liebe, herzige Schneck! Wie soll's auch? Bissel was gelesen — bissel war hier und da gesprächsweis' aufgeschnappt — und das ist die ganze Menschenkenntniß! Und nun mir die Höll' heiß gemacht: meine ganze Ehescheu die würd' sich geben, und die müßt' sich geben, wenn nur erst mal die Eine, die Rechte kommen thät' — und das wär' doch Jammer und Schad' um mich, ich hätt' das schönste Material für einen guten Ehemann — und die schönen Einnahmen! Ich hab' ihr gesagt, sie ist sich selbst im Weg g'standen, wenn's so rabiat für meine Ehe plädirt: heirath' ich, kann ich Kinder haben, die das meinige erben müssen — heirath' ich nicht, kriegen ihre Buben mein Geld und können sich's wohl ein lassen! Half alles nix! — Sie und ihr Mann, sie wollten brav schaffen, die Buben sollten brav lernen, dann würd' ihnen ihr Lebtag nix abgehen, und sie brauchten nicht lauern auf das Erbe von mir! Zuletzt und zuletzt hat's mich gefragt, die Kitty, und das in vollem Ernst warum ich denn die Gräfin Sczolobiedska nicht heirathen thät'!"

Cilly fuhr erschreckt zusammen.

„Aber woher weiß Ihre Schwägerin... wer kann ihr gesagt haben, daß..."

Cotta hob mit humoristischem Augenblinzeln die Schultern.

„Wer? Und das fragen's noch, amica? Sollten doch wissen, daß die Ehemänner sich selten die Gelegenheit entgehen lassen, ihre kleinen, lieben Weiberln gruseln zu machen! Dazumal in Wien hat ja mein jüngerer Bruder auf den Architekten studirt, und wir haben zusammen gehaust, auf dem Franzensring — das werden's doch noch wissen! Also, wie hätt' ich immerzu sollen vor ihm Versteck spielen, blindwüthig verliebt, wie ich dermalen in Sie war? Er ist „hell" genug, wie sie's in Berlin heißen, er hätt's von allein zehnmal gespürt — da hab' ich ihn lieber eingeweiht gehabt! Oft genug ist er für uns Schildwach' gestanden und hat die Briefe geholt und gebracht, daß Ihr Gemahl nichts merken sollte — nu, das wissen Sie doch alles noch ebenso genau, wie ich!"

Die Gräfin nickte lächelnd — es war ein wehes kummervolles Lächeln.

„Ich weiß — jawohl! Jedes Detail sogar — ich hab' mir alle Ihre Briefe und Andenken aufgehoben. Sie haben die meinigen nicht mehr, nicht wahr?"

„Nein, liebe Cilly!" entgegnete er freimüthig. „Ich bewahr' mir keine Brief' und Andenken auf. Wozu auch? Man macht sich mit solchem Kultus nur das Herz unnütz schwer, und die Vergangenheit kehrt darum nicht wieder!"

„Wohl wahr!" betonte sie schwermüthig. „Und diese alten, vergangenen Geschichten hat also Ihr Bruder haarklein seiner jungen Frau berichtet?"

„Ob haarklein, das weiß ich nicht! Aber gethan hat er's, wahrscheinlich schon deshalb, um ihr über mein ihr ganz unerklärliches Junggesellenthum ein Licht aufzustecken!"

„Was erwiderten Sie ihr nun, als sie Sie fragte, warum"... die Gräfin stockte.

„Warum wir zwei, Sie und ich, einander nicht heirathen wollten?" vollendete Cotta unbefangen. „Ich hab' ihr natürlich die lautere Wahrheit gesagt. Ich machte ihr klar, daß wir inzwischen beide alte, vernünftige Leut' geworden wären, die nicht mehr wie vor fünfzehn Jahren, mit dem Kopf durch die Wand wollten. Ich sagte ihr, daß aus der wilden und brausenden Leidenschaft, die uns derzeit erfüllt hätt', eine gute, warme, andauernde Freundschaft herausdestillirt wär'... auf ihre Art mehr werth, als solche himmelhoch lodernde Flammen, und daß wir gemeinsam beschlossen hätten, gute Freunde zu bleiben bis ans Ende, auch wenn die heißen Gefühle in uns inzwischen alt und kalt geworden wären. War's nicht recht so, Cilly?"

„Ganz gewiß!" Der Gräfin Stimme klang ein wenig unsicher, sie räusperte sich leicht. „Und die kleine Frau hat das ohne Zweifel eingesehen!"

„Bloß halb! Was eine eifrige Ehestifterin ist, die läßt sich nicht sobald aus dem Felde schlagen! Ich fürcht', die Kitty gibt mich so rasch noch nicht auf! Wollen Sie schon gehen Cilly?"

„Ja, ich muß!" Sie war aufgestanden, nestelte an ihrem Pelzwerk und bot ihm jetzt die Hand zum Abschied. „Wir sehen einander bald wieder, ja?"

„Natürlich! Sie müssen meine Leute kennen lernen — wir können auch gelegentlich mitsammen die Pinakotheken durchstreifen, wenn's auch just kein Kapitolinisches und Vatikanisches Museum ist! Leben Sie wohl, Cilly! Es hat mich sehr gefreut, daß Sie hergekommen sind! Mir fehlt allemal etwas, wenn ich Sie nicht nahe zur Hand haben kann!"

Es kam spontan und herzlich heraus, warm leuchteten Cottas Augen, warum lächelte sein Mund. Warum konnte ihr ungestümes, heißes Herz an dieser Freundschaft nicht Genüge finden?"

Warum konnte es nicht?

9.

In ihrem behaglich durchwärmten Wohnzimmer saß Frau Dora Piotrowsky bei ihrer Klöppelarbeit, die ihr rasch und geschickt von der Hand ging. Draußen war scharfe Kälte, seit einigen Tagen war viel Schnee gefallen, lustig klingelnde Schlitten kamen die Straße herunter — ein in München seltenes Schauspiel.

Hanna war auf's Eis gegangen — Elly Rode und deren Bruder Maxi waren vor einer Weile gekommen und hatten das junge Mädchen abgeholt — sehr zu Frau Piotrowskys Zufriedenheit. Der Eislauf war ein so gesunder Sport, und für Hanna that es immer gut, wenn sie unter fröhlichen Altersgenossen war. Der sorgenden Mutter erschien sie immer zu ernst zu schweigsam. Wenn sie Elly dagegen hielt! Freilich, die hatte jetzt guten Grund, fröhlich zu sein — sah es doch ganz so aus, als ob nächstens eine glückliche Braut aus ihr werden würde! Sie hatte es verstanden, den in des Wortes verwegenster Bedeutung „vielvermögenden" Onkel Arthur v. Meding halb und halb für sich zu gewinnen — geschickt hatte sie es einzufädeln gewußt, daß er ihren geliebten Oberleutnant näher kennen lernte, und dieser junge Krieger, wohl wissend, um was es sich handelte, und daß Onkel Arthur für ihn und Elly die wichtige Frage der Kaution repräsentirte, war von so bestrickender Liebenswürdigkeit gewesen, daß Herr v. Meding eine Verlobung dieser beiden lebenslustigen Leutchen jetzt wenigstens nicht mehr wie früher als ein Ding der Unmöglichkeit ansah. Zudem hatte es ihm einleuchten müssen, daß Professor Cotta nicht im entferntesten Miene machte, Elly irgendwie näher zu treten. Er begrüßte sie höflich, wenn er sie zufällig traf, suchte aber nie die Gelegenheit zu einem Beisammensein; es genügte ihm, Maxi dann und wann zu begegnen, um die hübsche Schwester kümmerte er sich kein Jota.

(Fortsetzung folgt.)

Der magnetische Mensch.

Die Aufsehen erregende Entdeckung des Physiologen Professor E. Harnack in Halle lenkt die Aufmerksamkeit der Wissenschaft und das allgemeine Interesse wieder einmal auf die Versuche und Bestrebungen, die darauf ausgehen, eine magnetische oder elektrische Kraft innerhalb des menschlichen Körpers nachzuweisen. Es soll Professor Harnack gelungen sein, mit seinen Fingerspitzen bei leisem Reiben der Glasfläche eines Kompasses dessen Magnetnadel von der richtenden Kraft des Erdmagnetismus abzulenken. Der Versuch hat schon dadurch ein aktuelles Interesse, daß in dem kürzlich verhandelten Kurpfuscherprozeß in Königsberg der gleiche Gegenstand zur Sprache kam, und die entsprechenden Angaben des verurtheilten Magnetopathen von den Sachverständigen als unmöglich und undenkbar ohne weiteres zurückgewiesen wurden. Das absprechende Urtheil der Sachverständigen erscheint mir aber ebensowenig begründet als die Behauptung der Aerztlichen Rundschau in München, nach welcher der Harnack'sche Versuch eine völlig neue Thatsache beweise und Dinge zwischen Himmel und Erde zeige, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen ließ.

Neben der großen Zahl von Ungläubigen, welche die ganze Lehre vom thierischen Magnetismus und Mediumismus als Täuschung und Selbsttäuschung ansahen und das Ganze für eine „aus hysterischer Nervenüberreizung, überwuchernder Phantasie, aristokratischer Blasirtheit und gewinnsüchtiger Spekulation zusammengebraute Seifenblase", die über kurz oder lang am gesunden Verstand zerplatzen müsse, hat es jederzeit nicht bloß unter den Dilettanten, sondern auch unter den Männern der Wissenschaft solche gegeben, die, vom Gefühl mehr als vom Verstande bestimmt, den kritischen Standpunkt verließen, Täuschungen erlagen und sich zu übernatürlichen und übersinnlichen Kräften bekannten. Zu ihnen gehört die in der Wissenschaft einzigartige Erscheinung des Freiherrn v. Reichenbach, der sich durch die fruchtbringende Entdeckung des Paraffin und des Kreosot einen unvergeßlichen Namen gemacht hat, eines Mannes von edlem Charakter, hochherzig und wahrheitsliebend, der fast ein halbes Jahrhundert hindurch all' sein Können und Wissen einsetzte (er starb 1869 hochbetagt in Leipzig) um die Existenz des „Od" nachzuweisen und besondere Qualitäten, die in den „sensitiven Menschen" stecken. Es erübrigt sich, auf die Lehren Reichenbachs näher einzugehen; der Begründer der Psychophysik, Professor Fechner, hat den Odismus als Irrlehre nachgewiesen, und der „Od" hat aufgehört, ein wissenschaftliches Problem zu sein. Aber doch befindet sich unter den Versuchen Reichenbachs einer von Belang, der sich auf die Beeinflussung der Magnetnadel durch eine Sensitive bezieht, ein Versuch, der entschieden nach seiner Anordnung verblüffender und beweiskräftiger ist als der neuerdings von Harnack angestellte, und über den Fechner selbst folgendes berichtet:

„Eine gewöhnliche Bussole mit einer Nadel von einigen Zoll Länge unter Glas wurde auf den Tisch gestellt; er (Reichenbach) ließ die Sensitive einen Finger von dem einen Pole (nicht unter dem Glase, sondern von dem Gehäuse) hin und her bewegen, und die Magnetnadel gerieth dabei in ähnliche Schwingungen, als wenn man ein Eisen- oder Magnetstäbchen vor demselben Pole hin und her bewegt. Diese Schwingungen waren nicht unerheblich, und der Versuch gelang bei jeder Wiederholung, auch wenn sich R. dabei in einem anderen Theile des Zimmers befand." Nach einigen Tagen, am 13. Juli: „Die magnetischen Versuche — — gelangen so, daß mir, ich möchte sagen, der Verstand stehen blieb." Es zeigte sich allgemein, daß, wenn Theile der linken oder rechten Hand oder des Armes angewandt wurden, der Südpol der Nadel abgestoßen, der Nordpol angezogen wurde. Wenn alle zusammengehaltenen Finger vereinigt dargeboten wurden, erreichten die Schwingungen 40 Grad bis 50 Grad nach jeder Seite. Wurde der Ellenbogen bei zusammengeklapptem Arm der Nadel genähert, so betrug die Ablenkung fast 90 Grad nach jeder Seite. Am 14. Juli wohnte Professor Erdmann den Versuchen bei. „Es nahm aber die magnetische Leistungsfähigkeit der Sensitiven im Laufe der Versuche an diesem Vormittage selbst allmählich mehr und mehr ab."

Es ist kein Zweifel, daß diese verblüffenden Versuche, die in Gegenwart von drei Männern der Wissenschaft angestellt wurden, beweiskräftiger und entscheidender sind als der von Harnack, denn es fällt durch die ganze Anordnung die Möglichkeit fort, daß durch direkte Reibung des Glasgehäuses Electrizität gebildet wurde. Es ist das Einfachste, die ganze Reihe von Experimenten als auf einer absichtlichen Täuschung beruhigend zurückzuweisen. Aber man soll schließlich im Unglauben ebenso vorsichtig sein wie im Glauben. Man wird deßhalb gut thun, die von Fechner berichteten Versuche als feststehend und gegeben zu registriren, von Folgerungen und von der Annahme besonderer zoomagnetischer Kräfte aber solange abzusehen, bis sie durch erneute Beobachtungen bestätigt und ergänzt werden. Vielleicht bringen die Harnackschen Versuche Licht in das Dunkel. Eine Somnambule Auguste Köhler in Dresden soll ebenfalls in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Bewegungen der Magnetnadel durch ihren Willen erzielt haben; doch können ihre Angaben nach der Kritik von Blumröder auf eine wissenschaftliche Berücksichtigung einen weiteren Anspruch nicht erheben.

Bevor man daran geht, eine Erklärung für die Ablenkung der Bussolennadel durch den menschlichen Körper zu geben, wird man gut thun, die weiteren Ergebnisse der Harnack'schen Versuche abzuwarten. Dabei wird man von den feststehenden Thatsachen ausgehen müssen, die wir den Versuchen des gründlichen Kenners und Förderers der Lehre von der thierischen Electrizität, Emil du Bois-Reymond verdanken. Die Bedingungen für das Zustandekommen electrischer Gegensätze an der Oberfläche des menschlichen Körpers sind nach du Bois' Lehre unzweifelhaft gegeben. Es steht nichts der Annahme entgegen, daß sie individuell dem Grade nach verschieden und unter bestimmten, vielleicht pathologischen Verhältnissen besonders gesteigert und vervielfältigt sein können.

Russische Steppenforste.

Die großen Nachtheile des Fehlens jedes Waldwuchses auf den großen südrussischen Steppen für Klima und Kultur des Landes haben schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts das Augenmerk auf die Möglichkeit gerichtet, einzelne Theile dieser Steppen aufzuforsten. Doch sind diese Versuche während des ganzen Jahrhunderts nicht recht zur Entfaltung gekommen. Erst im letzten Jahrzehnt hat man angefangen, die Aufforstungsversuche systematisch zu betreiben. Die mit der Steppenaufforstung verbundenen Fragen sind als gelöst noch nicht zu betrachten. Eine sichere Entscheidung darüber, ob die klimatischen Bedingungen durch Steppenwald verbessert werden können, steht aus, obwohl man bereits einer verneinenden Antwort entgegenzusehen Veranlassung hat. Auch fehlt es vorläufig an genügenden Erfahrungen über den möglichen landwirthschaftlichen Nutzen von Waldstreifen als Schutz gegen die verheerende Wirkung der festländischen Winde.

Jedenfalls haben die Steppenforstereien auch in dem heutigen Stande der Unentschiedenheit wichtigster Fragen der Bevölkerung des Südens großen Nutzen und Segen gebracht. Die Millionen von billigst Jahr für Jahr aus den Forsteien in die Steppe abgegebenen Pflänzlingen und die unter den Landbesitzern angeregte Lust zum Auspflanzen von Bäumen bilden nur einen Theil dieses Nutzens. Vor allem zeigen die Steppenforsteien jedem Interessenten, unter Vermeidung welcher Fehler bei Anpflanzungen vorzugehen ist. Damit ist der Befestigung von Sandschalen und Schluchten der Weg geebnet, was in Anbetracht der großen Wichtigkeit, die in vielen Provinzen dieser Frage gebührt von nicht gering zu achtendem Werth ist.

„Bist Du jemals in der Liebe enttäuscht worden?" fragte die Frau von Philadelphia

„Nein," erwiderte die Frau von Chicago, „ich habe stets nur nach Geld geheirathet."